

Hautnah – so oder ganz anders

Joh 20 als mein Schlüsseltext zur Bibel

von Vera Krause

Es gibt biblische Geschichten, in die ich mich am liebsten mit hineinstellen möchte. Das erste der beiden johanneischen Osterkapitel (Joh 20) gehört zu diesen Erzählsequenzen. Es ist geprägt von persönlichen Begegnungen Jesu mit seinen Jüngerinnen und Jüngern. Der Raum dieser Begegnungen ist nicht exklusiv. Der vierte Evangelist spricht nicht von den Zwölfen, nicht von den Aposteln. Es gibt nicht die, die dazugehören (dürfen), und die, die nicht dazu gehören. Es geht hier nicht um einen inneren Zirkel. Nicht nur eine Teilgruppe innerhalb der Jüngerschaft, sondern *a l l e* sitzen am Osterabend hinter verschlossenen Türen. Die Szene ist durchlässig – auch für mich. Darüber hinaus wagt Johannes die Konzentration auf individuelle Glaubensgeschichten. Neben dem Jünger, den Jesus liebte, und Simon Petrus spielen Maria aus Magdala und Thomas die herausragende Rolle.

In leisem Ton

Orts-, Zeit- und Personenangaben vergisst man nicht (mehr), wenn Erlebnisse wirklich wichtig waren. So ist es auch hier. Am Ostermorgen, am Abend des Ostertages, und eine Woche später, ebenfalls am Abend, ereignen sich entscheidende, das Leben der an Christus Glaubenden – oder der nach dem Glauben Suchenden – begründenden Akte. Der Besuch Jesu bei seinen Jüngerinnen und Jüngern „am Abend dieses ersten Tages der Woche“ (V 19) bildet dabei (nicht nur formal) die Mitte. Eher unspektakulär und wenig dramatisch wird erzählt, wie der verwundete Auferstandene selbst das Geschenk des Gottesgeistes zu seinen verängstigten Weggefährten bringt (vgl. VV 19-23). In leisem Ton wird da ein eigentlich verschlossener Raum erfüllt: „Friede sei mit euch!“

Noch schleppen die Jüngerinnen und Jünger Sorgen und Ängste und eine vermeintlich betrogene Hoffnung mit sich herum. Das Alte trägt nicht mehr und Neues, Anderes ist noch nicht da. Erlösend müssen Jesu Worte in diese Situation hineingeklungen haben, in der er die Zurückgezogenen auf ihre verwundeten Herzen hin anspricht – noch ein weiteres Mal: „Friede sei mit euch!“ Und dann: „Empfangt den Heiligen Geist!“ Jesus nimmt Anteil und er gibt Anteil, denn auch seine eignen Wunden verbirgt er nicht. So gelingt es ihm, durchzudringen zu den Menschen, die er sich vertraut gemacht hat, um sie wieder aufzuschließen für das Leben aus einer Kraft, die lebendiger, stärker und weitreichender ist als alles, was Herz und Verstand (jetzt) denken könnten.

Als ausdrücklich Verwundeter tritt Jesus in den Kreis der Männer und Frauen, die seiner Lebenszusage geglaubt hatten – und die sich nun hinter verschlossene Türen verkrochen haben. Als einer, der seine Wunden nicht nur nicht versteckt, sondern sie herzeigt, überfordert Jesus sie nicht inmitten ihrer Enttäuschung. Jesus hat sie geteilt, die dunklen Erfahrungen tiefster Traurigkeit und Verlassenheit. So weiß er, was notwendig ist. Kein schneller Trost,

(noch) nicht das Feuer vom Himmel. Nicht irgendetwas, nicht irgendjemand, sondern *seine* Nähe und *seine* Lebendigkeit sind es, die den Jüngerinnen und Jüngern, die (Lebens-) Freude zurückbringen. Behutsam darf sich Angst in Vertrauen, existenzielle Sorge in Lebens-Mut verwandeln. Jesus, der Auferstandene, zeigt sich als der, als den seine Jüngerinnen und Jünger ihn zuvor hatten kennen lernen dürfen – wundersam vertraut: als treuer Weggefährte; als verwundbarer Bruder; als ihr Rabbi, der schon so oft die entscheidenden Worte hat finden können; als geliebter Sohn des himmlischen Vaters, der übers Wasser ging und jetzt durch verschlossene Türen. Der, den sie tot geglaubt hatten, lebt!

Lebens-Erfahrung

Der, den sie tot geglaubt hatten, bringt Leben und verheißt Frieden nicht so, als dürfe es keine Gründe geben für Angst, Hoffnungslosigkeit oder Kleingläubigkeit. Das neue Leben, das mit Jesus eintritt, vergisst die Wunden nicht. Vielmehr füllt Jesus die quälende Leere, die sich breit gemacht hat unterm Kreuz, mit dem Atem seines Lebens. Den bläst er seinen Gefährten ins Gesicht. Es ist der Lebensatem des Gekreuzigten. Es ist der Lebensatem des gekreuzigten Auferstandenen. In ihm haben die Menschen erfahren dürfen, dass Gott den Weg auch in die letzten Dunkelheiten des Lebens mitgeht. Dieser Geist ist es, der von nun an die erfüllt, denen die Luft auszugehen drohte: am Leben erfahrene Menschen; an Trauer, Mutlosigkeit und Angst gereifte Menschen, die eine Ahnung davon geschenkt bekommen haben, dass sie sich hineinrufen, hineinretten lassen dürfen in die Gegenwart des befreienden Gottes. Unter *ihnen* bricht Kirche an. *Ihnen* überträgt Jesus seine Sendung.

In der nachösterlichen Begegnung schenkt Jesus seiner Jüngerschaft den Heiligen Geist. Es ist die Erfüllung der Verheißung, von der seine Abschiedsreden geprägt sind: „Euer Herz beunruhige sich nicht... Der Beistand, der Heilige Geist, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ (Joh 14,26-27). Das Leben, das daraufhin in den Jüngerinnen und Jüngern aufbricht – und von ihnen ausgeht –, ist mehr als das alte Leben, das seine Ängstlichkeit und Starre verloren hat. Es ist neues Leben, wahrhaft neues Leben, das überall dort beginnt, wo Menschen sich in dem, was ihre Welt ausmacht, vom Lebensatem Gottes bewegen lassen. Diese Bewegung erreicht auch Thomas, der nicht aus „Furcht vor den Juden“ (Joh 20,19) die Verborgenheit hinter verschlossenen Türen sucht. So fehlt er „am Abend dieses ersten Tages der Woche“. Wir erfahren nicht, wo er ist und was ihn umtreibt, warum er sich aus dem Kreis der Jünger entfernt. Es bleibt nur zu vermuten, was da mit Thomas geschieht. So mächtig sind ihm vielleicht die Bilder, so tief eingebrannt ins Herz hat sich das Geschehen der letzten Tage, dass es ihn nicht drinnen hält. Und so braucht Jesus ihm gar nicht in der Weise zu begegnen, wie die anderen Jünger es nötig haben: dass da einer eintritt durch ihre verschlossenen Türen hindurch, um ihre Zurückgezogenheit, ihre Reserviertheit aufzubrechen – und ihre Angst. Thomas hat keine Angst. Davon erzählt das Johannesevangelium auch schon an einer anderen Stelle. Als Jesus sich trotz der Gefahr einer Steinigung erneut nach Judäa aufmachen will, um dem Lazarus das Leben zurückzugeben, da ist es unter den Jüngern Thomas, der

nicht lange zögert und auch die anderen ermutigt: „Dann lasst uns mit ihm gehen, um mit ihm zu sterben“ (Joh 11,16). – Und nun ist der, mit dem Thomas bis ans Äußerste zu gehen bereit war, nicht mehr da. Verraten und verkauft, bespuckt und verprügelt, grausam zu Tode gekommen. Unfassbar.

Heilsame Nähe

Ich mag diesen Thomas, der sich nicht einigelt, der nicht im Stillen das große Unrecht hinnimmt, dass geschehen ist und der nicht einfach dasitzen kann, wo ihm genommen ist, mit wem und wofür er leben wollte. Thomas geht aktiv mit dieser tiefen Verlusterfahrung um. Jesu Sterben löst in ihm nicht lähmende Angst aus, sondern Trauer; eine Trauer, die ihn buchstäblich *heraus*-fordert. Die Psychoanalytikerin und Lehrtherapeutin Verena Kast unterscheidet in einem gelingenden Trauerprozess vier Phasen. Dazu gehören wesentlich das Zulassen aufbrechender Emotionen sowie die Phase des Suchens und Sich-Trennens, um zu einem neuen Selbst- und Weltbezug zu gelangen.

Thomas scheint auf diesem Weg schon viel weiter zu sein, als die anderen Jüngerinnen und Jünger, die noch ängstlich in der ersten Phase verharren: dem Nicht-wahrhaben-Wollen. Trauernde beschreiben diese Phase oft als eine Zeit, in der sie sich selbst wie tot fühlten und starr in dem ersten großen Gefühl, das sie in der Erfahrung des Todes überwältigt hat. Thomas geht schon buchstäblich um mit dieser veränderten Lebensbedingung, er rechnet schon mit einer neuen Wirklichkeit. Seine Suche mag als Zeichen dafür gelten, dass er das, was der Gekreuzigte ihm bedeutet hat, bereits in das neu entstehende Lebensgefüge einzubringen „sucht“. Sein Schmerz und seine Trauer stehen im Dienst des Weiterlebens. So braucht Thomas die dicken Mauern nicht, setzt sich vielmehr der noch grauen Wirklichkeit aus – und macht sich verletzbar. Die Frömmigkeitsgeschichte trifft mitten hinein in diese Verletzlichkeit, verbindet den Zweifel mit seinem Namen, macht ihn zum Sinnbild des „Ungläubigen“. Und Jesus? Er kommt dem Thomas entgegen und nimmt liebevoll an, was dieser ihm jetzt schon geben kann: sein unruhiges Herz, das ihn umtreibt; seine Trauer, die sich gegen einen allzu schnellen Trost wehrt; seinen „Unglauben“ oder vielleicht besser: seinen Glauben, der die Bereitschaft, auf das Leben zu hoffen, erst noch lernen muss, wo er den Tod doch gerade so schmerzvoll erfahren hat. Es ist fast so, als würdige Jesus den „ungläubigen Thomas“ eine Woche nach Ostern mit einem Extra-Besuch, damit auch er bekommt, was sein Herz jetzt nötig hat: die Begegnung mit dem auferstandenen Christus. Hautnah.

Das Johannesevangelium berichtet uns nicht, wie Thomas die Wunden Jesu berührt. Der Blick wechselt an dieser Stelle. Er ist jetzt auf Jesus gerichtet, der da steht und seine Wunden hinhält. Intimer geht es kaum: Da streckt einer dem anderen seine Wunden hin, damit auch der sich in seiner eigenen Verletzlichkeit nähern kann. Heilsame Nähe ist hier – wie schon an anderen Stellen der Evangelien – Gottes Weg zum Menschen. Es scheint, als ließe der Evangelist seine Zuhörerschaft mit den Augen des Thomas auf Jesus schauen, wie der ihn einlädt, ganz nah zu kommen. Handgreiflich. Thomas kommt schließlich so nah an Jesus heran, dass er in ihm Gott erkennt: „Mein Herr und mein Gott!“ (V 28). *D a s* ist bis heute die Antwort dieses „Ungläubigen“.

Ich möchte mich an seine Seite wagen und glauben lernen, dass ich nicht ein für alle Mal mit meiner Bereitschaft zum Glauben fertig sein muss und dass ich das Vertrauen wagen darf, dass Gott auch mir geben wird, was *ich* brauche, wenn die Traurigkeit, die Unruhe, der Zweifel, die Sehnsucht in meinem Herzen ganz groß geworden sind. So wie Thomas. Und so wie Maria aus Magdala, die sich am frühen Ostermorgen zeigen darf in aller *ihrer* Verzweiflung und Verletzlichkeit. So viel hatte sie mit Jesus erlebt – auch seinen Tod. Ganz nah. So kann sie nicht einfach von ihm lassen, nicht den lassen, der sie aufgerichtet hat. Die letzte Zeugin unterm Kreuz (vgl. Joh 19,25) wird zur ersten Zeugin des Lebens, das ohne Grenze ist. Zeitenwende.

Zeitenwende

Der frühe Morgen „am ersten Tag der Woche“ (Joh 20,1) zeigt den Beginn einer neuen Zeit an, die sich nicht mehr wie gewohnt am jährlichen Pessachfest oder dem Rüsttag davor ausrichtet, wie noch an Jesu Sterbenstag (vgl. Joh 19,14.31.42). Maria wagt sich als erste hinein in diese neue, von Ostern her geprägte Zeit, die noch „dunkel“ (Joh 20,1) daliegt. Wie die Braut im Hohelied, die sich des Nachts aufmacht, um den zu suchen, den ihre Seele liebt (vgl. Hld 3,1), macht sich Maria auf zum Grab. Bemerkenswerterweise spricht sie nie vom Leichnam Jesu, sondern immer nur von „ihrem Herrn“ (Joh 20, 2.13.15), den sie zu suchen beginnt, als sie das Grab leer findet. Tränenreich. Maria gibt sich der Sorge um Jesus ganz hin, den selbst der Tod ihr nicht entreißen kann.

Ich wünschte mir auch manchmal ein so unermüdliches Herz. Und so viel innere und äußere Beweglichkeit. Maria ist ständig in Bewegung an diesem Ostermorgen. Sie lebt sich damit förmlich nach Ostern hinein, das doch nur das eine ist: das pure Leben! Und daher Bewegung, Aufbruch, Umkehr, Begegnung. Zweimal wendet sich Maria um. Als sie sich das erste Mal umdreht, sieht sie Jesus, erkennt ihn aber nicht. Der Jesus, der ihr da begegnet, ist nicht einfach der fehlende Leichnam des Gekreuzigten. Den auferstandenen Christus kennt Maria (noch) nicht. Als dieser sie beim Namen nennt, kehrt sie sich darum noch ein weiteres Mal um: „Maria!“ *D a s* ist das erste Wort des Auferstandenen. Es ist ein absolut persönliches Wort. Es gilt nur einem einzigen Menschen. Nicht austauschbar. Unverwechselbar. Johannes schildert die erste Begegnung mit dem, der aus der Dunkelheit des Todes auferstanden ist, als intime Szene. Sie gilt nicht Petrus, der als erster das leere Grab betritt, sich aber nicht davon betreffen lässt (Joh 20,6-7). Sie gilt nicht dem Jünger, den Jesus liebte, der angesichts des geöffneten Grabes zum Glauben kommt (Joh 20,8), ihn aber zunächst für sich allein behält. Der Ostermorgen gehört Jesus und dem Menschen, der nicht vergessen hat, wie Jesus von Gott und den Menschen sprach, wie er die Menschen angesprochen hat, in einzigartiger Weise, wie er sie hat aufbrechen und aufrichten können. Dieser Mensch ist Maria aus Magdala, die der Evangelist *z e i g t* als große Liebende.

Liebe lernen

Wenn der, den du liebst, dich beim Namen nennt, dann braucht es keine anderen Zeichen, keine weiteren Beweise mehr. Mehr Eindeutigkeit geht nicht: „Maria!“ Die Trauer und die Dunkelheit, die Sehnsucht und das verzwei-

felte Suchen sind von einem Augenblick zum nächsten aufgehoben in dem einen Wort der Liebe, das alles verwandelt – auch die Liebe selbst. Zunächst liebt Maria noch mit einer Liebe, die an dem festhält, was bis hierher war. So sucht sie mehr den Tod als das Leben. So kann selbst das Licht der Engel ihre Dunkelheit (noch) nicht hell machen. Maria erkennt das Licht von Ostern (noch) nicht, das schon leuchtet, weil sie (noch) nicht mehr will, als den Gekreuzigten – den Toten – finden. Und so erkennt sie mit ihren verweinten Augen Jesus zuerst nicht, als er sie behutsam auf ihre Tränen wie auf ihre Sehnsucht hin anspricht (Joh 20,15). Erst, als ihr Name aus seinem Mund erklingt, als er sie anspricht mit den vertrauten Buchstaben der Liebe, da erkennt Maria den Einen, der ihre Sehnsucht erfüllen kann.

Maria berührt Jesus. Hautnah mag sie den, dessen Liebe stärker ist als der Tod, spüren. Und am liebsten möchte sie nicht wieder hergeben müssen, was sie da hat finden dürfen. Wunderbar. Doch die österliche Liebe ist Liebe, die nicht festhalten will, was nicht festzuhalten ist: das Leben in seiner Fülle (vgl. Joh 10,10). Auch für Maria ist es ein quälender Prozess, den (wieder) loszulassen, dem sie sich längst ganz geschenkt hat. Jesus weiß darum. So geht er am Ostermorgen diesen beschwerlichen Weg des Herzens gemeinsam mit Maria, damit sie schließlich hineinfindet in ein neues, ganz persönliches Liebes- und Vertrauensverhältnis zu ihm.

„Rabbuni!“ Marias Antwort am Ostermorgen ist nicht einfach das Bekenntnis, wer Jesus ist. „Rabbuni“ bedeutet nicht nur „Meister“ (vgl. etwa das Jüngerbekenntnis in Joh 1,38); es bedeutet „*mein*“ Meister. Es ist der ganz persönliche Ausdruck dafür, wer Jesus für *Maria* ist: ihm verdankt sie ihr Leben; an seiner Seite erwacht sie zu neuem Leben; von ihm lernt sie, dass es in der Liebe nicht um ein Festhalten geht, sondern darum, erkannt zu werden und sich befreien zu lassen zum Leben hin – und zu dem, der uns das Leben bis in alle Ewigkeit hin öffnet: Gott.

Unverwechselbar

Der Evangelist Johannes deutet das Leben, den Tod und die Auferstehung Jesu in eigener Weise. Auch die drei Szenen, die er in seinem 20. Kapitel beschreibt, finden sich in keinem der anderen Evangelien. Detailreich führt der vierte Evangelist seine Leserinnen und Leser hinein in Erfahrungsräume, in denen Menschen mit Gott als dem Grund des Lebens – auch *ihr*es Lebens – in Berührung kommen. Diese Räume gehören immer wieder zuerst Einzelnen: Nikodemus etwa (Joh 3), der Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4), der Ehebrecherin (Joh 8) oder eben Maria aus Magdala und Thomas (Joh 20). An ihrer Seite bin ich mit hineingenommen in die in Jesus von Nazaret zur Welt gekommenen Wirklichkeit Gottes. Wo ich mich einlasse, da geht es auch um *meine* Fragen, Widerstände, Lernprozesse, Entscheidungen. Um *meine* Sehnsucht, Hoffnung, Liebe. Um *meinen* Hunger und nicht zuletzt um *meinen* Glauben, in dem ich so, wie ich ihn zu leben vermag, nicht unverwechselbar bin.

Von jeder Liebe gilt, dass sie den geliebten Menschen einmalig macht. So ist es auch hier. Jesus lässt sich nicht objektiv erfahren, sondern nur in der persönlichen Begegnung, im persönlichen Angesprochen- und Angerührtwerden, in der Erfahrung des Geliebtseins, im Erwachen zum Leben, das keine andere

und kein anderer für mich leben kann. Es *braucht* die individuellen Lebens- und Glaubensgeschichten. Im Zeugnis des Johannesevangeliums kommt auch Ostern nicht ohne dieses ganz persönliche Erleben und Erfahren aus.

Unverzichtbar

Weil Maria sich aufmacht, Ostern zu suchen, geht weiter, was sich längst zu zerstreuen begonnen hat. Ihre Liebe ist stärker als der Tod je sein, als er je entmutigen könnte. So unterbricht sie die Dynamik, die Jesus in seinen Abschiedsreden vorherzusagen wusste, „dass ihr euch zerstreuen ... und mich allein lassen werdet“ (Joh 16,32). Der Frau mit sehnsuchtszerzaustem Herzen wird die Ersterscheinung des Auferstandenen zuteil; sie lernt sehen und hören, „was kein Auge je gesehen und kein Ohr gehört hat“ (1 Kor 2,9); sie ist es, die von Jesus zur Osterbotin berufen wird. Und so verdankt sich die erste österliche Versammlung der Kirche der Osterbotschaft der Maria aus Magdala. Unverzichtbar klingt ihre Stimme hinein in die gerade erst beginnende Geschichte der Kirche.

Die junge Kirche *bleibt* ängstlich. Ganz langsam nur lernt sie die (Oster-)Freude, die zuerst gefangen bleibt. Noch geprägt von der Angst, dem Schmerz und der Unsicherheit der gerade vergangenen Tage suchen und brauchen die Gefährten des Rabbis aus Nazaret die verschlossenen Türen. Dahin kommen sie zurück, auch nachdem der auferstandene Jesus sich ihnen in unmissverständlicher Weise (Joh 20,20) gezeigt hat. Dahin kommen sie *so* lange zurück, bis Thomas sein Christusbekenntnis in ihrer Mitte ausspricht: „*Mein* Herr und *mein* Gott!“ Erst jetzt öffnen sich die Türen. Erst jetzt beginnt die Sendung der Jüngerinnen und Jünger (Joh 20,21) Raum zu gewinnen – und Menschen. Auch hier ist es die Stimme eines Einzelnen, die in unverzichtbarer Weise Verschlossenes aufbricht und die Angst endgültig vertreibt.

Ostern *braucht* Marias Liebe, ihre Sehnsucht, ihre Tränen. Und Ostern *braucht* die Unruhe des Thomas, seinen Widerspruch, seine Glaubenskraft. Beide antworten in je eigener Weise in die lange Geschichte Gottes mit den Menschen hinein. Sie lassen sich ihre eigenen Erfahrungen nicht nehmen; sie geben nicht auf, was Jesus in ihnen in Bewegung gesetzt hat; sie überspielen nicht, wie ihnen zumute ist; sie lassen sich nicht abwimmeln: weder durch die Anwesenheit der Engel (Joh 20,12) noch durch das überraschende Erlebnis der Jünger (Joh 20,25). Maria und Thomas bestehen auf die Unmittelbarkeit. Es soll *ihr* Glaube sein.

Wortspuren

Der auferstandene Christus lässt sich finden von Maria und Thomas, die sich vor ihm erkannt, angenommen und geliebt erfahren: in ihrer Gebrochenheit wie in ihrer Schönheit. Das, was in der direkten Begegnung geschieht, könnte allerdings gegensätzlicher nicht sein. Was für Maria in ihrer Art zu lieben und zu glauben nahezu „tödlich“ wäre, ist für Thomas das, was er jetzt braucht: physische Nähe, Berührung. Was Maria loslassen lernen muss ist das, was Thomas überhaupt erst einmal zu begreifen hat. Da gibt es kein „richtig“ oder „falsch“. Da öffnen sich vielmehr so oder ganz anders Wege zu Gott. Nicht ex-

klusiv. Durchlässig. Und vielleicht entfalten genau darin Marias Osterbotschaft und das Gottesbekenntnis des Thomas ihre (Überzeugungs-)Kraft: dass sie die lange Geschichte Gottes mit den Menschen spürbar, erfahrbar und einsichtig werden lassen in *i h r e m* Leben; dass da nichts Aufgesagtes ist inmitten ihrer Worte, sondern durch und durch Erlebtes – das so oder ganz anders auch dir und mir geschehen könnte. Wo ich mich in dieser Weise einbezogen und ernst genommen erfahre, da möchte ich die *g a n z e* Geschichte kennen. Von Anfang an. Meine Bibelausgabe bietet mir auf 2571 Seiten Wortspuren an, denen ich folgen kann, um meine ganz und gar eigenen Erfahrungen mit Gott zu machen.